

Parlamentsabgeordneten sowie bei der Informations- und Meinungsfreiheit eingeführt werden. Darüber hinaus wird eine spezifische Beschränkung der repräsentativen Demokratie vorgenommen: Der Erhalt der Regierungsfähigkeit wird als wichtiger erachtet als die Repräsentativität und mit Reformen des Mehrheitswahlrechts und anderen Manipulationen auch durchgesetzt. Genau das geschieht heute in vielen Ländern des katholischen Mittelmeerraums und Lateinamerikas.

e. Als wenn all dies nicht genug wäre, hat das vergangene Jahrhundert gezeigt, dass in allen katholischen Ländern zur Lösung dieser Probleme auf Formen der Diktatur zurückgegriffen wurde. Wenn die Macht von den Bürgern nicht mehr respektiert wurde, weil sie jeglichen Charakter von Heiligkeit verloren hatte, schien dies im Namen der wiederherzustellenden Ordnung häufig die naheliegendste Lösung zu sein.

9. Mit all dem möchte ich nicht sagen, dass andere, von unterschiedlichen politischen Theologien herbeigeführte Situationen nicht auch ihre autoritären Konsequenzen gehabt hätten. Ich möchte auch nicht unterschlagen, dass die katholischen Länder untereinander sehr verschieden sind, auf unterschiedliche politische Vergangenheiten zurückblicken und zudem unterschiedliche Interpretationen für die institutionelle Schwäche ihrer jeweiligen Staatssysteme gefunden haben. Und ich möchte auch nicht dafür plädieren, dass die Lösungen eines weit zurückliegenden und entfernt protestantischen Ursprungs besser wären, so wie es manchmal in Italien behauptet wurde, beispielsweise vom neapolitanischen Hegelianismus des 19. Jahrhunderts oder in Piero Gobettis berühmtem Artikel in der *Rivoluzione Liberale* von 1925.³⁵ Ich lebe sehr zufrieden in einem mediterranen und katholischen Land, selbst wenn man manchmal von dem unangenehmen Gefühl eines ewigen Stillstands befallen wird. Die mediterranen Länder sind chaotische und anarchische Länder, so wie auch unser freier Wille ungeordnet und anarchisch wäre, wenn er nicht bisweilen grausam unterdrückt würde. Denn man lebt hier wirklich gut, solange man es schafft, alle hundert Jahre zehn oder zwanzig mehr oder weniger autoritäre Jahre zu vermeiden.

Aus dem Italienischen von Markus Messling und Sarah Wiesenthal

³⁵ Piero Gobetti: »Il nostro protestantismo«. In: *Opera critica*, Bd. I. Torino 1927: Ed. Baretto, S. 150–154; vgl. auch Walter Maturi: *Interpretazioni del Risorgimento*. Torino 1962: Einaudi, S. 644–646.

HANNO EHRLICHER

Landeskrise und Meeresimaginationen Erinnerung an eine vergangene spanische Identitätsdebatte

Das Mittelmeer als Kulturraum verfügt zwar über eine lange und bewegte Geschichte und hat sehr produktiv und vielfältig zur Entwicklung Europas beigetragen, aber es besteht derzeit wenig Grund zu Optimismus hinsichtlich seiner Zukunft, wenn man den etwas nostalgischen Bemerkungen folgt, mit denen David Abulafia in seiner vor Kurzem auch in deutscher Übersetzung erschienenen monumentalen »Biographie« des Mittelmeers (beziehungsweise »Human History«) die aktuelle Lage bewertet. Er konstatiert, dass sich zwar durch die wirtschaftliche und technologische Globalisierung die Welt inzwischen »zu einem einzige[n] großen Mittelmeerraum« transformiert habe, im Zuge dieser Bewegung aber eben auch umgekehrt das Mittelmeer zur lokalen Größe geschrumpft sei und die zentrale Stellung verloren habe, die es in der Vergangenheit für Europa besessen habe.¹

Spanien hatte gemeinsam mit Portugal für die Globalisierung des Mittelmeerhandels in der Frühen Neuzeit und die dadurch bedingte zunehmende transatlantische Ausrichtung Europas, die diesen wirtschaftlichen Bedeutungsverlust des Mittelmeers nach sich zogen, bekanntermaßen einen entscheidenden Anteil. Dementsprechend spielte das Mittelmeer in der Konstruktion einer kulturellen und politischen Identität in Spanien seit jener Zeit kaum eine Rolle – mit der bedeutenden Ausnahme von Katalonien, auf die noch genauer einzugehen sein wird. Im 1918 erschienenen Roman *Mare Nostrum* des aus Valencia stammenden Romanciers Vicente Blasco Ibáñez, der (abgesehen von seinen klaren politischen Zielsetzungen) als eine der wenigen großen literarischen Liebeserklärungen gelten kann, die dem Mittelmeer von spanischer Seite zuteilwurden, wird die Abwendung Spaniens vom Mittelmeer entsprechend vom Protagonisten Ferragus als eine der zentralen Fehlleistungen in der Geschichte seiner Nation beklagt:

¹ David Abulafia: *Das Mittelmeer. Eine Biographie*. Übersetzt von Michael Bischoff. Frankfurt am Main 2013: Fischer, S. 809 f.

Wäre Barcelona die Hauptstadt Spaniens, hätte sie die Herrschaft über das Mittelmeer beibehalten. Wäre es Lissabon, hätte das spanische Kolonialreich etwas Organisches und Solides von robustem Leben ergeben. Aber was konnte man von einer Nation erwarten, die möglichst weit entfernt von den Weltwellen ihren Kopf auf das Kissen der inneren gelben Steppen gelegt hatte und den Wellen nur die Füße zeigte?

Die hier betrauerte fehlende Beziehung Spaniens zum Mittelmeer änderte sich grundlegend erst, als der von den wohlhabenden Industrienationen Zentraleuropas in Gang gesetzte massive Mittelmeertourismus in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur Haupteinnahmequelle der Wirtschaft eines Landes avancierte, das unter der nicht enden wollenden Diktatur Francos vom Rest Europas ansonsten weitgehend isoliert war. Attraktiv wurde das Land, das mit seiner vermeintlichen Alterität warb und sich gleichsam selbst exotisierte (nach dem Motto »Spain is different«), vor allem durch die vielen Strände, die den sonnenhungrigen Nordmenschen als ideale Liegeflächen zum Bräunen angeboten wurden. Das Mittelmeer wirkte beim allmählichen Aufstieg Spaniens zum neuen Urlaubsparadies aber weniger als eine Quelle der kulturellen Selbstidentität denn als eine monetäre Ressource, mit der ein zurückgebliebenes Land verzweifelt Anschluss an den zentraluropäischen Konsumstandard suchte. So schilderte jedenfalls Lauro Olmo in einem sozialkritischen Theaterstück die Lage, dem er 1966 den ironischen Titel *Mare nostrum S. A.* gab (>S. A.« steht dabei für *Sociedad Anónima*, also die von vielen Firmen bevorzugte wirtschaftliche Rechtsform der Aktiengesellschaft). Ironisch ist der Titel, weil das »wir«, das hier erneut Besitz vom Mittelmeer ergreift, nicht etwa die Spanier selbst sind, die in einer Art *Translatio Imperii* die Nachfolge der römischen Herrschaft antreten, sondern die Horde ebenso vergnügungslustiger wie oberflächlich-kapitalistischer Touristen aus der Fremde, denen sie bei ihrer Eroberung des Mittelmeers zu Diensten sind (weshalb der Autor später den Titel auch in *mare vostrum* änderte). Die aktuelle Wirtschaftskrise Spaniens hat ihren Grund nicht zuletzt auch darin, dass man diese Abhängigkeit von der Ressource des Tourismus und die damit einhergehende Entwicklung der Bauwirtschaft zum dominanten und weitgehend alternativen Wirtschaftsmotor des Landes auch nach dem Franquismus nie aufgegeben hat.

Als ein historisch arbeitender Literaturwissenschaftler und Hispanist werde ich mich davor hüten, auch nur versuchsweise Rezepte für eine Beendigung der aktuellen spanischen Krise zu verschreiben, die Teil einer politischen (und nicht nur rein ökonomischen) Krise Europas darstellt.

2. Vicente Blasco Ibáñez: *Mare nostrum*. Herausgegeben von María José Navarro. Madrid 1998: Cátedra, S. 127.

Vielmehr möchte ich vor dem Hintergrund dieser aktuellen Krise Spaniens eine andere Krise in Erinnerung rufen, in der sich das Land befand, als es infolge des Verlustes der letzten überseeischen Besitzungen 1898 sein Selbstverständnis als eine transatlantische Kolonialmacht revidieren und sich geopolitisch neu ausrichten musste. Im damaligen Prozess der Selbstfindung einer um den Traum der eigenen Größe gebrachten Nation gewann der Mittelmeerraum plötzlich wieder eine neue Bedeutung, sei es, um die »Umarmung« des afrikanischen Nordens zu propagieren, die eine Möglichkeit zur Fortführung des Kolonialismus auf neuem Terrain und mit anderen Mitteln zu bieten schien, sei es – und das gilt für das zur Autonomie strebende Katalonien, das sich wieder an seine großen Tage als Handelsmacht des Mittelmeers erinnerte –, um eine glorreichere Vergangenheit vor dem transatlantischen »Abenteurer« zu beschwören und sich vor der spanischen Dekadenz in eine kulturelle Unabhängigkeit zu retten. Die unterschiedlichen politischen Modelle, die im spanischen Krisendiskurs nach 1898 entwickelt wurden, müssen allerdings aus heutiger Sicht allesamt als diskreditiert gelten und bieten keinerlei Orientierung für die Gestaltung eines Europa der Zukunft. Es sind meiner Überzeugung nach vielmehr Meerresimulationen, die sich in den Leerräumen zwischen den politischen Diskursen ausbreiten konnten, mit denen sich Anschlussmöglichkeiten für die Gegenwart eröffnen. Im freieren, von unmittelbaren Realisierungszwängen nicht limitierten Feld der literarischen Einbildungskraft kann sich nämlich ein experimentelles Denken entfalten, das keineswegs als eine bloße Illusion ohne praktischen Nutzen abgewertet werden muss. Es darf und sollte ernst genommen werden, da Fiktionen im Modus des Als-ob dem Denken trotz fehlender empirischer Grundlage durchaus pragmatisch neue Wege eröffnen können (im Sinne von Hans Vaihingers *Philosophie des Als Ob*). Und neue Wege sind heute wünschenswert. Denn in der Krise wäre es ja wohl die eigentliche Katastrophe, wenn es weiter so ginge wie gehabt.

Der innere Orient Spanien als Europas Afrika

Warnungen vor einer Reduktion des Projekts eines gemeinsamen Europa auf eine simple finanzökonomische Dimension gab es schon lange vor dem Einbruch der Finanzmärkte und ihrer Spekulationsblasen, als deren Konsequenz sich nun auch wieder vermehrt die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem industriell-produktiven »Norden« und dem verschuldeten und auf Konsum und Dienstleistung spezialisierten »Süden« stellt. Jacques

Derridas Reflexionen zum »anderen Kap«, die vor über zwei Jahrzehnten erschienen, bleiben in diesem Zusammenhang bemerkenswert, denn die dort konstatierten und kritisierten Tendenzen zur Ökonomisierung und nationalstaatlichen Verengung des Politischen sind immer noch zu beobachten, ja mehr noch, sie haben sich eher noch zugespitzt. Derrida versucht 1991 im Blick auf die die geografische »andere« Seite des Mittelmeers dem ebenso genealogisch wie eschatologisch orientierten Diskurs über die Identität (Alt-)Europas ein Verständnis von Kultur entgegenzusetzen, das fundamental auf Differenz beruht. Das Eigene der Kultur ist dabei gerade ihr nichtidentischer Charakter:

Le propre d'une culture, c'est de n'être pas identique à elle-même. Non pas de n'avoir pas d'identité, mais de ne pouvoir s'identifier, dire ›moi‹ ou ›nous‹, de ne pouvoir prendre la forme du sujet que dans la non-identité à soi ou, si vous préférez, la différence avec soi.³

Dass die europäische Kultur nicht selbstidentisch in sich ruht, lässt sich aber nicht nur im Blick über das Mittelmeer erweisen, sondern auch im Blick auf ein Territorium, das im Imaginären des sich aufgeklärt wissen-den Europa lange Zeit als der eigene Orient galt. Der im Frankreich des 19. Jahrhunderts besonders gepflegte Topos, dem zufolge Afrika bereits hinter den Pyrenäen beginne, reproduzierte die Abgrenzung Europas zum anderen Kontinent innerhalb der europäischen Landmasse noch einmal. Egal, wer genau diesen Topos in die Welt setzte, Dominique Dufour de Pradts Memoiren über den spanischen Befreiungskrieg zeigen sehr anschaulich dessen Kern:

C'est une erreur de la géographie que d'avoir attribué l'Espagne à l'Europe ; elle appartient à l'Afrique : sang, mœurs, langage, manière de vivre et de combattre ; en Espagne tout est africain. Les deux nations ont été mêlées trop longtemps, les Carthaginois venus d'Afrique en Espagne, les Vandales passés d'Espagne en Afrique, les Maures séjournant en Espagne pendant 700 ans, pour qu'une aussi longue cohabitation, pour que ces transfusions de peuples et de coutumes n'aient pas fondu ensemble les races et les mœurs des deux contrées. Si l'Espagnol était Mahométan, il serait un Africain complet ; c'est la religion qui l'a conservé à l'Europe.⁴

Ironie der Geschichte: Ausgerechnet die Iberische Halbinsel, deren Nationen in der Frühen Neuzeit der Fortschrittsgeschichte Europas mit der Kolonisierung der »Neuen Welt« eine transatlantische Ausrichtung und damit eine bis in die Gegenwart hineinreichende neue Nordung verlieh, wurde im Zuge des 18. und 19. Jahrhunderts in der zentralen europäischen

Wahrnehmung aus dieser Fortschrittsgeschichte exkludiert und als ökonomisch und politisch rückständig orientalisiert. Spanien, das unter den Habsburgern selbst dafür gesorgt hatte, dass das Mittelmeer von einer Zone des Kulturkontakts zur immer stärker exkludierenden kulturellen Grenze gegen den Süden wurde, wurde nun selbst von dieser Exklusionslogik erfasst. Nachdem das Mittelmeer zur Grenze geworden war, konnten die Pyrenäen zum zweiten Mittelmeer im Inneren Europas werden.

Die französische Verortung Spaniens in Afrika war zunächst zwar – der Kontext der Rede Dufour de Pradts zeigt es – motiviert als eine chauvinistische Reaktion auf die narzisstische Kränkung des republikanischen Nationalstolzes, der die Niederlage gegen ein vermeintlich primitives Land zu verarbeiten hatte, das die Segnungen des Fortschritts nicht von außen und nicht unter Zwang anzunehmen bereit war und sich gegen die napoleonischen Truppen erfolgreich mit der Taktik des kleinen Krieges (spanisch »guerilla«) und dem Schlachtruf »Vivan las cadenas« (»Ein Hoch auf die Ketten«) zur Wehr setzte. Entscheidend ist aber, dass der Topos vom afrikanischen Spanien über diesen punktuellen historischen Anlass hinaus prägend für die europäische Wahrnehmung der Iberischen Halbinsel und für die Selbstwahrnehmung Spaniens wurde. Die Differenz, die sich aus dem Erbe von Al Andalus zu Europa ergab, wurde für das spanische Selbstverständnis dabei in dem Maße zum neuen identitären Faktor, in dem es von seiner kolonialen Rolle als transatlantische Speerspitze der alten Welt Abschied nehmen musste und ökonomisch wie machtpolitisch »enthaup-tet« wurde. Den Kulminationspunkt des im 19. Jahrhundert stattfindenden Dekapitalisierungsprozesses bildete dabei zweifellos die Niederlage gegen die USA im Krieg um Kuba, in den Spanien siegesgewiss als vermeintliche Großmacht zog, um schnell umso beschämter seine realen militärischen und machtpolitischen Grenzen erfahren zu müssen. Mit dieser Krise von 1898 verschärfte sich ein Diskurs identitärer Selbstproblematisierung und geopolitischer Neuorientierung, in dem die historische Verbindung zu Nordafrika wiederentdeckt wurde und neuen kolonialen Ambitionen Nahrung gab.

Politische Krise und Reterritorialisierungsversuche
Geo- und Identitätspolitiken nach 1898

Der zunächst stigmatisierend gemeinte Topos vom afrikanischen Spanien wurde in der Politik nach 1898 systematisch uminterpretiert zur privilegierten Hauptrolle, die Spanien im Wettlauf der europäischen Kolonialmächte um Afrika schon aus historischen Gründen einnehmen müsste. Eine derartige strategische Umfunktionalisierung der Ausgrenzung Spaniens

³ Jacques Derrida: *L'Autre cap. Suivi de La Démocratie ajournée*. Paris 1991: Minituit, S. 168.
⁴ Dominique Dufour de Pradt: *Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne*. Paris 1816: Ed. Perronneau, S. 168.

aus Europa findet sich bereits in einer Parlamentsrede von Juan Donoso Cortés von 1847, in der die Präsenz Spaniens im Norden Afrikas als eine historische Bestimmung behauptet wird. Der hier bereits rhetorisch begründete ideologische Afrikanismus Spaniens wurde jedoch erst nach der Krise von 1898 allmählich zu einem politischen Programm des spanischen Nationalkonservatismus. Ein erster Stichwortgeber war Ángel Ganivet, der in seinem Briefwechsel mit Miguel de Unamuno zur Zukunft Spaniens (*El porvenir de España*) noch im Krisenjahr die von Unamuno zu dieser Zeit favorisierte Ausrichtung nach Europa entschieden ablehnt und stattdessen dazu rät, die eigene kulturelle Identität militant gegen Europa zu behaupten und dabei für den Weg in die Zukunft das »Tor zum Süden« nach Afrika zu nutzen, wobei der alte Feind Arabien als »Schildknappe« des spanischen Don Quijote für eine neue Abenteuerfahrt ins Fremde dienen soll:

Der territoriale Geist der Unabhängigkeit bewegte die spanischen Regionen dazu, Hilfe außerhalb Spaniens zu suchen, und derselbe unzerstörbare Geist wird die vereinte Nation dazu zwingen, Hilfe im afrikanischen Kontinent zu suchen, um gegenüber Europa unsere Persönlichkeit und unsere Unabhängigkeit zu bewahren.⁵

Die bellizistische Saat Ganivets sollte erst in den 1920-Jahren voll aufgehen, als Spanien den Rifkrieg führte. Die nationalkonservativen Kräfte, die den militärischen Afrikanismus vorangetrieben hatten, sorgten in Gestalt der in Marokko stationierten Generäle dann auch für den Ausbruch des Bürgerkriegs. Im durchaus eigenwilligen ideologischen Denken Francisco Francos wurden dieser neue Kolonialismus in Marokko und die Rekrutierung maurischer Söldner in den eigenen Reihen als Neuaufgabe einer idealisierten »ritterlichen« spanisch-marokkanischen Bruderschaft beziehungsweise »hermandad« verbrämt. Davon zeugen nicht nur frühe Propagandafilme des Franquismus wie *Harka* von 1941, sondern auch die Tatsache, dass Franco sich in der frühen Phase seiner Herrschaft ganz konsequent in diesem Sinne inszenierte und Staatsgäste in Begleitung einer maurischen Reitergarde empfing. Das Mittelmeer verlor in dieser neuen asymmetrischen Kolonialbeziehung zwischen Spanien und Nordafrika zwar faktisch wieder seine zuvor etablierte Funktion als scharfe kulturelle Scheidelinie zwischen den Kontinenten, besaß aber auch keinerlei Wert als ein eigenständiger Raum zum Austausch der Kulturen jenseits nationalstaatlicher Identitätsfixierung. Es versteht sich von selbst, dass aus diesem hier kurz skizzierten neokolonialen Afrikanismus Spaniens im 20. Jahrhundert keine Perspektive für ein zukünftiges Europa im Zeichen kultureller *Mediterrané*e zu gewinnen ist.

⁵ Ángel Ganivet: *Idearium Español/El porvenir de España*. Herausgegeben von E. Imman Fox. Madrid 1999: Austral, S. 207.

Innerhalb des spanischen Kontextes findet sich aber auch noch ein alternativer Bezug auf das Mittelmeer, der in Katalonien nach dem Verlust der überseeischen »amerikanischen« Kolonien zunächst ästhetisch etabliert wurde, aber auch politisch zu einem entscheidenden Faktor beim Aufbau einer regionalen Eigenständigkeit wurde, die mit der Wiedereinrichtung der *Generalitat* und der Gewährung einer relativen Autonomie in der Zweiten Republik einen ersten Höhepunkt im 20. Jahrhundert erreichte. Während für Spanien insgesamt die Behauptung zutrifft, dass dort der Bezug auf das Mittelmeer keinen entscheidenden Faktor bei der Konstruktion nationaler Identität darstellte, trifft die umgekehrte Aussage auf die Konstruktion eines neuen katalanischen Nationalbewusstseins Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts zu. Mit dem sogenannten *noucentisme*, der einen mediterranen Neoklassizismus ins Bild setzte und auch diskursiv proklamierte,⁶ schuf sich das aufstrebende katalanische Bürgertum ein ästhetisches Pendant für den eigenen politischen Patriotismus. So wie die Hauptgestalt von Eugeni D'Ors Roman *La ben plantada* sollten auch die Ambitionen des politischen Katalanismus als naturhaft verwurzelt erscheinen und durch die Verankerung in eine ewige Ordnung aus dem Geiste der griechischen Antike essenzialisiert und damit den Schwankungen der Zeitläufte enthoben werden. Anders als der spanische Zentralstaat in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts blieb das mediterrane Bewusstsein Kataloniens dabei dezidiert an Europa ausgerichtet und sah sich als Bestandteil einer Renaissance der Latinität und zugleich als ein Motor von Prozessen der Modernisierung. Katalonien ist wenigstens im letzten Jahrhundert dem eigenen kulturellen Selbstverständnis nach zugleich die mediterranste und die europäischste unter den Regionen Spaniens und bezieht gerade aus dieser doppelten Abweichung vom »Rest« des Staates das Bewusstsein kultureller Eigenständigkeit und ein entsprechendes Wir-Gefühl. Während der katalanische Nationalismus dabei seit Beginn der Demokratie auf der Grundlage der Verfassung von 1978 lange Zeit lediglich auf einen Zuwachs regionaler Autonomie innerhalb des spanischen Staates setzte, haben sich die Forderungen nach eigener nationalstaatlicher Unabhängigkeit in den letzten Jahren zunehmend vermehrt und kulminieren nun im Willen zu einem entsprechenden Referendum, das für den November 2014 geplant ist. Obgleich der ökonomische Druck der Schuldenkrise nicht ursächlich für diesen Kurswechsel des katalanischen Nationalismus weg von der innerstaatlichen Autonomie hin zur staatlichen Unabhängigkeit innerhalb Europas ist, hat er doch unbestreitbar als ein Katalysator gewirkt, der

⁶ Vgl. dazu Eduardo González Calleja: »Noucentisme, catalanisme et arc latin«. Übersetzt von Claude Bleton. In: *La pensée de midi* 1 (2000), S. 44–51.

den Prozess enorm beschleunigt hat. Im Moment, in dem dieser Text entsteht, ist noch bei Weitem nicht abzusehen, welche politischen Konsequenzen das Referendum, das vom spanischen Zentralstaat abgelehnt wird und derzeit auch in den Kreisen der europäischen Kommission kritisch gesehen wird, haben wird. Fest steht aber, dass die Krise des spanischen Nationalstaats auch Europa als Ganzes tangieren wird, denn am Umgang mit dem katalanischen Nationalismus entscheidet sich auch das Demokratieverständnis der europäischen Gemeinschaft (Europa als Konföderation von Nationalstaaten oder als Föderation auf der Grundlage des demokratisch legitimierten Willens seiner »Völker«?). Spanien, das im Zuge der friedlichen Transition seit den 1980er-Jahren endlich seinen festen Platz in Europa beanspruchen zu können meinte, fühlt sich jedenfalls wieder an den Rande des währungspolitischen Euroeuropas gedrängt und müsste bei einer erfolgreichen Sezession des wirtschaftlich vergleichsweise produktiven Kataloniens fürchten, ökonomisch ganz den Anschluss an den »Norden« zu verlieren, als dessen Teil sich Katalonien nicht trotz, sondern wegen seiner besonderen Mittelmeergeschichte versteht. Umgekehrt liegt ein Grund für die Skepsis EU-Europas einer möglichen staatlichen Unabhängigkeit Kataloniens gegenüber nicht zuletzt im ökonomischen Kalkül, dass ein neuer Staat im verschuldeten »Süden« für die Gemeinschaftswährung weiter destabilisierend wirken würde. Unabhängig davon, wie der gegenwärtige politische Konflikt in Spanien enden wird, macht das Beispiel Kataloniens jedenfalls deutlich, dass Politik in Europa weiterhin in den von Derrida kritisierten Denkmustern verläuft und weit davon entfernt ist, auf eine Kultur der Differenz zu setzen. Solange aber ein macht- und identitätsfixiertes, nationalstaatliches Imaginäres bei der Konstruktion Europas dominant bleibt, werden sich auch die exkludierenden Grenzziehungen gegen das kulturell Andere weiter verstärken. So lange wird auch das Mittelmeer nicht viel mehr als eine Abgrenzung gegen den Süden darstellen und keinen Raum der Begegnung eröffnen, und so lange werden sich weiterhin auch innerhalb Europas die machtbasierten Grenzziehungen zwischen Norden und Süden multiplizieren.

Deterritorialisierung durch literarische Einbildungskraft Verflüssigte Landschaften, erweiterter Denkraum

Mein kurzer, sehr grober, holzschnittartiger Abriss zur politischen Geschichte des Verhältnisses von Spanien und Europa zielte auf Ernüchterung und Enttäuschung. Ansätze für die Realisierung eines auf das Denken der Differenz gegründeten und im Zeichen des anderen Kaps stehenden

mediterranen Europa kamen dabei noch nicht in den Blick. Dennoch finden sie sich natürlich auch im heterogenen spanischen Kulturraum, aber weniger in der politischen Geschichte als vielmehr in den zwischen den machtpolitischen Projekten verbliebenen Leerräumen. 1898 stellte als Krisenmoment ja nicht nur den Auftakt für geopolitische Neuorientierungen dar, die schnell wieder zu neuen ideologischen Projekten geronnen, das spanische Fin de Siècle bewirkte auch einen regelrechten Taumel der Vorstellungskraft. Wer sich die einschlägigen Essays zum sogenannten »Spanienproblem« in der Zeit zwischen 1895 und 1930 durchliest, wird feststellen, dass nicht nur neue ideologische Projekte ausgearbeitet und argumentativ in meist essayistischen Formen begründet wurden, sondern auch dass der Freiraum der Desorientierung in einigen Fällen dazu genutzt wurde, um neue symbolische Landschaften zu entwerfen, in denen die nationale Identität nicht fest verwurzelt sein soll, sondern spielerisch aufgelöst wird. Dass im Diskurs der sogenannten »Generación del 98« vor allem die karge kastilische Hochebene zu einer solchen symbolischen Landschaft gestaltet wurde, ist den Kennern der spanischen Literaturgeschichte allgemein bekannt. Dass es dabei aber keineswegs vorrangig darum ging, sich asketisch auf den vermeintlichen von den politischen Krisen unberührten Identitätskern Spaniens zurückzubesinnen und eine physisch vorhandene Landschaft einfach nur idealistisch zu überhöhen, ist nicht ganz so selbstverständlich. Einige Beispiele können verdeutlichen, dass in den literarischen Verarbeitungen des »Spanienproblems« Landschaft nicht nur als Mittel zur Essenzialisierung von Kultur diente, sondern umgekehrt auch als Mittel zur Verflüssigung vermeintlich feststehender Selbstgewissheiten eingesetzt werden konnte. Anders als in der Ästhetik des katalanischen *Noucentisme* fungiert das Meer dabei nicht als eine erste und letzte Quelle von positiv bestimmbarer spezifischer kultureller Identität, sondern liefert eine Art elementares Bild für den Wandel.

Ich beginne mit dem literarischen Beispiel, das entstehungsgeschichtlich das spätere ist. Es handelt sich um das Prosapoem »Das Meer«, das der Schriftsteller José Martínez Ruíz unter seinem bekanntesten Pseudonym »Azorín« erstmals 1912 in der Zeitschrift *Blanco y Negro* veröffentlichte. Von Anfang an war es als Bestandteil eines Bandes geplant, der dann auch im gleichen Jahr unter dem Titel *Castilla* erschien und der als sehr exemplarisch für die Überhöhung Kastiliens zur zentralen Landschaft kultureller Selbstvergewisserung Spaniens nach dem »Desaster« von 1898 gilt. Interessant ist auch, dass der Text später in deutscher Übersetzung (durch Helene Weyl) im Rahmen des von Carls Einstein und Paul Westheim herausgegebenen *Europa-Almanach* (1925) publiziert wurde. Dort stellt er nicht nur den einzigen Beitrag eines spanischsprachigen Schriftstellers

dar, sondern auch den einzigen Text, der eine direkte Thematisierung des Meeres bietet. Azorin geht darin zunächst von der mediterranen Sicht auf die kastilische Landebene aus. Er lässt einen »Dichter, der am Mittelmeer lebte« zu Wort kommen, der um Kastilien trauert, »denn es sieht nicht das Meer«. Der mit den spanischen Verhältnissen der Zeit vertraute Leser erkennt das Motto als Bezug auf den katalanischen Dichter Joan Maragall, dessen katalanisch verfasste »iberische Hymne« von 1906 hier direkt zitiert wird – wenn auch ins Kastilische übersetzt. Azoríns Meeresprosa geht so von Anfang an eine intertextuelle Verbindung mit dem Poem des katalanischen Dichters des *Modernisme* ein, also der dem *Noucentisme* un-mittelbar vorangehenden und sich damit auch überlagernden ästhetischen Strömung. Um die Eigentümlichkeit der Position Azoríns zu verstehen, ist es nötig, diesen Prätext etwas genauer zu kennen.

Maragalls Hymne ist als ein Reigen konzipiert, in dem die lyrische Stimme abwechselnd jeweils einer anderen Küstennation zugeordnet ist.⁷ Gemeinsam ergeben sie die Kontur der Iberischen Halbinsel: Von den »tapferen Seeleuten« Kantabriens (erste Strophe) geht es dabei über das am »großen Meer« des Atlantik gelegene Portugal (beziehungsweise das »süße Lusitanien«, wie es in der zweiten Strophe heißt) über die »afrikanischen Strände« Andalusiens (Strophe drei) bis zum »blauen Meer« Kataloniens (Strophe vier), dessen Einwohnern »*el gran devenir*« – eine große Zukunft und Entwicklung – bevorsteht. Dieser durch das Meer verbundenen iberischen Bruderschaft steht isoliert Kastilien gegenüber, das allein von der lebensspendenden Kraft des Meeres getrennt und deshalb inmitten seiner weiten Felder so »traurig« ist (Strophe fünf). Es ist in seiner (selbst verschuldeten?) Isolation passiv und abhängig davon, dass ihm die iberischen Meeresnationen die vom Meer stammenden Werte der Freundschaft und der Nächstenliebe im gemeinsamen Gesang verkünden (Strophe sechs): »Iberia! Iberia! Von den Meeren hast du das Leben / Iberia! Iberia! Gib den Meeren die Liebe.« Maragalls iberische Hymne ist getragen vom katalanischen Nationalbewusstsein, das sich allerorten in seinem Werk zeigt. Besonders Maragalls auf Spanisch veröffentlichter Artikel zum »sentimiento catalanista« von 1902 macht deutlich, dass der moderne katalanische Nationalismus, wie er ihn konzipierte, dabei nicht egoistisch auf die Ausbildung politischer Eigenständigkeit reduziert bleiben, sondern die Mission zur Modernisierung des ganzen iberischen Kulturraums auf sich nehmen sollte. Kastilien habe, so heißt es im erwähnten Artikel, »seine leitende Mission verloren und muss sein Zepter in

andere Hände geben«.⁸ Der moderne katalanische Nationalismus situieret sich so gleichsam in der imperialen Nachfolge Kastiliens und versucht zugleich, die Tradition zu brechen, indem es dem alten, »dogmatischen« und »unfruchtbaren« Geist der Monarchie im Zeichen einer mediterranen Fortschrittlichkeit die Brise neuer Liberalität entgegensetzt und für materiellen wie geistigen Fortschritt sorgt.

Azoríns Meerestext, der zwar formal prosaisch ist, aber in seiner sprachlichen Qualität durchaus selbst dichterisch wirkt, knüpft nun selbst an diese Opposition zwischen Meer und Land an, unterläuft jedoch die bei Maragall damit verbundenen Wertungen. Eine erste Veränderung ist schon dadurch gegeben, dass der beim katalanischen Dichter dominante Bezug auf das Akustische durch das Visuelle ersetzt wird. Während Kastilien bei Maragall vom Meer zu hören bekommt und damit auch als passiv-untergebener, gehorsamer Mitspieler konzipiert ist, transformiert Azorin die Entfernung vom Meer zu einem Problem der Sichtbarkeit:

Es kann das Meer nicht sehen, das einsame schwermütige Kastilien. Weit ist das Meer von seinen großen Ebenen, die endlos ziehen – leer, verstaubt und verodet [...]. Die Meereswinde wehen nicht bis zu den braunen Dörfern, bis zu den himffälligen Hütten und den Erlengehölzen dicht neben den Gemeindetriften. – Wir sehen sie nicht vom Dachkammerfenster hoch oben im Hause, wir sehen sie nicht, die blaue schweifende Weite; aber auf dem Hügel dort liegt eine Einsiedelei im strengen Rahmen schwarzer Cypressen, die den reinen Himmel zerschneiden.⁹

Die fehlende Sichtbarkeit des Meeres wird im Weiteren, und das ist die zweite und noch entscheidendere Abweichung von Maragall, nicht als defizitärer Mangel an positiven Qualitäten behandelt, sondern zu einem produktiven Faktor, zu einem Fehler, der etwas leistet, weil er zu Bildern nötigt, die einen Meeresersatz darstellen können. Gerade weil der direkte Zugang zum Meer fehlt, kann Kastilien bei Azorin zum Ort werden, an dem sich das Meer poetisch in seiner ganzen Vielfalt beschwören lässt. Das Hochplateau der Landesmitte ist so nicht von einer unüberwindbaren Ferne zum Meer der Anderen gekennzeichnet und auf die solidarische Hilfe der Anderen angewiesen. Dank der Unverstelltheit des eigenen Horizonts versetzt die karge Meseta vielmehr in die Lage, den unterschiedlichsten imaginären Perspektiven auf das Meer Raum zu geben (wobei bei Azorin nicht nur die geografischen Lagen wechseln, sondern auch die Tageszei-

8 Joan Maragall: »El sentimiento catalanista«. In: *Obres completes*. Bd. 2. Barcelona 1961: Editorial Selecta, S. 631a.

9 Azorin [d. h. José Martínez Ruiz]: »Das Meer«. In: *Europa Almanach*. Herausgegeben von Carl Einstein/Paul Westheim. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1925. Leipzig 1993: Kiepenheuer, S. 250.

7 Joan Maragall: »Himne iberic«. In: *Obres completes*. Bd. 1. Barcelona 1960: Editorial Selecta, S. 173–175.

ten). Weil man in der Ödnis der Mitte kaum etwas direkt Vorhandenes sehen kann, entstehen dort besonders leicht sehnsuchtsvolle Bilder der Vorstellung. Im »Zug« der Bilder, den Azorín sprachlich mit allen Mitteln der Kunst inszeniert, wird schließlich die kastilische Landebene im Text semantisch den von dort aus evozierten Meeresbildern immer ähnlicher (die Farbpalette, die Azorín für seine impressionistischen Schilderungen einsetzt, ist blau und grünlich-gelb, die Einsamkeit und Weite wiederum sind Eigenschaften, die Landebene und Meeresblick verbinden). Es ließe sich also von einer regelrechten Meerwerdung Kastiliens sprechen, einer Transformation von realem Mangel in imaginäre Fülle, die ganz auf den Mehrwert des Ästhetischen setzt. Das Meer ist in dieser poetisch verflüchtigten Landschaft jedenfalls am Ende nicht mehr Gegensatz zum starr fixierten Terrestrischen. Fern vom Mittelmeer wird Kastilien so zu einer Art Meeressmitte stilisiert, einer »Medimeranée«, die keinen defizitären Gegensatz zum Meer darstellt, sondern selbst ein anderes Meer bildet.

Das zweite Beispiel für eine Verflüssigung des Terrestrischen, das ich aus dem Bereich der Literatur als ein Gegenwicht zu den politischen Identitätsdiskursen herausgreifen möchte, findet sich in Miguel de Unamunos wichtiger Abhandlung *En torno al casticismo* (was man in etwa mit »Über die kulturelle Reinheit« übersetzen könnte), die bereits 1895 entstand, also noch vor dem Ereignis der militärischen Niederlage beziehungsweise des »desastre« von 1898. Unamuno geißelt in dieser Schrift die allgemeine geistige Verödung Spaniens, der er etwas entgegenzusetzen versucht. Ausgangspunkt ist dabei zunächst die positivistische Vorstellung vom prägenden Einfluss der Landschaft auf den Menschen. Kastilien erscheint Unamuno als ein versteinertes, aber zum Himmel geöffnetes Meer, als »mar petrificado y lleno de cielo«, und ebendieser klimatischen Dürre entspreche der trockene und schneidende Geist der Bewohner, der zudem »pobre en nimbos de ideas«, arm an Ideenwolken sei.¹⁰ Zielsetzung dieser Analogisierung von Ideenarmut und klimatischer Niederschlagsarmut ist es aber gerade nicht, einem essenzialistischen Determinismus das Wort zu reden, sondern vor dieser Kulisse die eigene schöpferische Sprach- und Ideenkraft umso wirkungsvoller zu entfalten. Den Begriff des »Nimbus« setzt Unamuno nämlich bewusst in seiner Polyvalenz ein und kontaminiert dessen religiöse Bedeutung (»Heiligenschein«) mit der fachwissenschaftlich meteorologischen (eine Art Kumuluswolken). In einer langen Passage, die er selbst einleitend als »ein wenig abstrus« bezeichnet,¹¹ erläutert er

seine Idee vom Nimbus dann sprachlich-performativ, indem er selbst eine geradezu fantastisch anmutende Proliferation von analogisch verbundenen Metaphern aus unterschiedlichen Bildbereichen schafft (Meteorologie, Kosmologie, Fotografie etc.) und damit unterstreicht, dass es ihm mit dem Nimbus nicht um Veranschaulichung eines klar definierbaren konkreten Phänomens geht, sondern um das radikale Imaginäre, das jeder Figurativon vorausgeht und das Unamuno selbst als einen innerbewussten Grund (»fondo inconsciente«) bezeichnet, den man nur durch den fusionierenden Abstraktionsprozess der Synthetisierung erreiche.¹² Unamuno liegt damit meines Erachtens der Konzeption eines »radikalen Imaginären«, wie sie von Cornelio Castoriadis entwickelt wurde,¹³ wesentlich näher als etwa der Völkerpsychologie seiner Zeit oder auch der Philosophie von Auguste Comte. Die kastilische Landschaft verwandelt Unamuno jedenfalls durch die Einführung einer ganz neuen »Ideenatmosphäre« in der Vorstellung des Lesers von einer trockenen Hochebene zum Grund eines potenziell universellen Meeres. Das Meer dient dem baskischen Autor dabei noch vor den Erläuterungen zum Nimbus als entscheidender Bildspender zur metaphorischen Veranschaulichung einer Ebene von Geschichtlichkeit, die er die »innere Geschichte« (»Intrahistoria«) nennt. In einer berühmten gewordenen Passage erläutert er die Differenz dieser Ebene der Geschichte von der oberflächlich-bewegten Ereignisgeschichte:

Die Wellen der Geschichte, mit ihrem Dröhnen und ihrem in der Sonne glitzernden Schaum rollen über ein kontinuierliches, tiefes Meer, das unendlich viel tiefer ist als die Oberfläche, die über einem schweigenden Meer treibt, an dessen untersten Grund die Sonne niemals reicht. Alles das, was uns die Zeitungen täglich erzählen, die ganze Geschichte des »gegenwärtigen historischen Moments«, ist nichts als die Oberfläche des Meeres [...]. Nichts sagen die Zeitungen über die schweigsame Geschichte der Millionen von Menschen ohne Geschichte, die sich zu allen Tagesstunden und in allen Ländern des Globus auf Geheiß der Sonne erheben und auf die Felder gehen und täglich und ewig die dunkle und schweigsame Arbeit verrichten, diese Arbeit, die wie die Arbeit der Steinkorallen im Ozean die Basis bilden, auf der sich die Inseln der Geschichte erheben.¹⁴

Ob der baskische Kastilien-Liebhaber Unamuno dabei auch ans Mittelmeer gedacht hat, ist nicht zu belegen, aber seine Vorstellung einer »inneren Geschichte« der Menschheit unterhalb der politischen Ereignisgeschichte verweist in ihrer Metaphorik wohl auch nicht zufällig auf Fernand Braudels Geschichte des Mittelmeers, wo einleitend die Ereignisgeschichte mit einer »ruhelos wogenden Oberfläche, vom Strom der Gezeiten heftig erregte[n]

¹² Ebd., S. 92.

¹³ Vgl. Cornelius Castoriadis: *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*. Frankfurt am Main 1997: Suhrkamp, S. 603 ff.

¹⁴ Miguel de Unamuno: *En torno al casticismo*, S. 62 f.

¹⁰ Miguel de Unamuno: *En torno al casticismo, introducción de Jon Juaristi*. Madrid 1996: Biblioteca Nueva, S. 86.

¹¹ Ebd., S. 91.

Wellen« verglichen und den »großen lautlosen Strömungen in der Tiefe« entgegengestellt wird.¹⁵ Auch Unamuno zielt auf eine Geschichte langsamer Rhythmen, in der sich Völker verbinden, die der Logik nationalstaatlicher Territoriallinien entsprechend voneinander getrennt sind. Er hebt in seiner Vorstellung den Spiegel des die Iberische Halbinsel umgebenden Meeres imaginär gleichsam um einige hundert Meter an und lässt so die Hochebenen Kastiliens als Grund eines unendlichen Meeres erscheinen, das nicht nur die europäischen Kulturen untereinander, sondern die Menschen schlechthin miteinander verbindet. Und dass dabei besonders der arbeitende ländliche Mensch in den Blick genommen wird – die Bauern, die wie Madreporen ihre langsame und stetige Arbeit verrichten –, entspricht den sozialistischen Neigungen, die Unamuno in dieser Zeit hatte. Statt wie sein späterer Briefkorrespondent Ángel Ganivet auf die politische Eroberung neuer Territorien zu setzen, schlägt er vielmehr vor, die Volkskultur als jenen infrahistorischen »Meeresgrund« zu erkennen, an dem die Differenzen der politischen Geschichte nichtig werden und Kulturen und Nationen durch primäre Bedürfnisse verbunden sind. Die Ausrichtung nach Europa, die Unamuno in seiner Abhandlung favorisiert, meint in dieser Argumentation keine Orientierung an einer bestimmten anderen Nation als einem politischen Vorbild, sondern die Bereitschaft zur Aufnahme von Ideen aus dem Ausland, die zu einem Umschlag der so beklagten »vertrockneten« geistigen Atmosphäre in Spanien beitragen und den notwendigen Regen beziehungsweise die erfrischende »Dusche« bringen, wie Unamuno selbst formuliert. Die Devise »Wir müssen uns europäisieren und ins Volk eintauchen«, die Unamuno dabei auspricht,¹⁶ zielt nicht auf die Verschränkung bestimmter kulturspezifischer Identitäten mit einem physisch gegebenen Klima oder einer Geografie, sondern umkehrt auf die Entdeckung der bisher unbeachtet gebliebenen elementaren Volkskultur beziehungsweise dem »nimbo colectivo«, der keine spanische Besonderheit darstellt, sondern etwas allgemein Menschliches. Die Verflüssigung bestehender Vorurteile (wie das Vorurteil, dass der *casticismo* ebendas ausschließlich »Eigene« wäre) ist für Unamuno dabei ebenso eine Voraussetzung wie die Bereitschaft, über territoriale Abgrenzungen hinweg zu denken.

Aus den beiden kurz kommentierten Beispielen der spanischen Literatur lässt sich sicher kein direktes politisches Programm eines zum Mittelmeer hin geöffneten Europas gewinnen. Sie stehen historisch auch eher quer zu

den geopolitischen Ideologien, die in Spanien die politische Entwicklung geprägt haben. Sie machen aber doch zumindest deutlich, dass es denkbare Alternativen gibt zu einer identitätszentrierten, nationalistischen und territorialisierenden Konzeption von Kultur. Das Meer fungiert dabei als ein Element der Verbindung. Nun ist damit zwar die Meerhaftigkeit des Mittelmeerraums angesprochen, aber zugleich jegliche kulturelle Spezifik eines Mittelmeerraums verloren gegangen. Die wichtige Frage, wie ein kulturell offenes Verständnis von Europa, das dieses Europa nicht nur als einen exklusiven Klub von territorial festgelegten Mitgliedsstaaten versteht und dabei geopolitische Abgrenzungen voraussetzt, gleichzeitig noch kulturell spezifisch eingegrenzt bleiben könnte, ist damit noch ebenso ungelöst wie die pragmatische Frage, ob und wie ein solches Verständnis auch politisch umgesetzt werden kann. Aber immerhin wäre schon einiges gewonnen, wenn an das Mittelmeer wieder stärker als Meer gedacht werden könnte, als ein verbindendes und liquides Element und nicht als eine territoriale Grenze. Die Literatur bietet dafür immerhin einen guten Anlass.

¹⁵ Fernand Braudel: *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.* Übersetzt von Grete Osterwald. 3 Bände. Frankfurt am Main 1990: Suhrkamp, Bd. I, S. 20f.

¹⁶ Miguel de Unamuno: *En torno al casticismo*, S. 168.